



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2014

1. Auflage April 2014

literatur nr. 37

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Covergestaltung, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfotos: Fotolia 57133767 happy family © olly - Fotolia.com

Fotolia 47374763 Dark Grunge Texture © lassedesignen - Fotolia.com

Autorenfoto: Rudi Ferder


Druck und Bindung: Theiss GmbH

ISBN 978-3-902901-39-2



Gedruckt nach der Richtlinie des
Österreichischen Umweltzeichens
„Druckerzeugnisse“,
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

INHALT

Der Himmel über Sankt Pankraz	5
Die Abreise	19
Das Haus	29
Die Spiegelung	33
Undankbarkeit, nichts als Undankbarkeit	41
Mein Onkel und der Mond.	49
Meine erste Band	61
Hand anlegen	71
Die Lichter von Trogir	85
Unvollständige Aufzählung aller meiner Ängste	97
Alle meine Wasserleichen	111
Die Undankbarkeit der Kinder	119

DER HIMMEL ÜBER SANKT PANKRAZ

Lazarus, dig yourself!

Nick Cave and the Bad Seeds

Ich wusste nicht, wer mir den Brief geschickt hatte, einen ganz altmodischen Brief, handgeschrieben mit blauer Tinte. Die Schrift sei die einer Frau, hatte ich zuerst gedacht, dann aber war ich unsicher geworden. Woran erkannte man bei einer Schrift das Geschlecht des Schreibers? Bestimmt gab es Menschen, die sich mit solchen Dingen beschäftigten, und irgendwo in Berlin hätte ich bestimmt jemanden ausfindig machen können, der mir anhand der Linienführungen, anhand der Ober- und Unterlängen der Schrift ein graphologisches Gutachten erstellt und möglicherweise auch die Wahrscheinlichkeit errechnet hätte, mit der es sich beim Verfasser um einen Mann oder eine Frau handelte. Doch eigentlich war es mir gleichgültig, denn die Tatsache, dass ich zuerst an eine Schreiberin gedacht hatte, hatte wohl mehr mit meiner vagen Erinnerung an eine bestimmte Person zu tun als mit irgendwelchen anderen Gründen.

Der Brief war aus Österreich gekommen, aus der Südsteiermark; abgestempelt war er in Leibnitz, jener Stadt, in der ich vor langer, langer Zeit das Gymnasium besucht hatte und an die ich sehr lückenhafte, aber auch einige sehr böse Erinnerungen hatte. Zuletzt war mir das Städtchen wieder in den Sinn gekommen, als man den österreichischen Briefbomber gefasst hatte und in einem Fernsehbe-

Alle Personen, auch der Ich-Erzähler, sind völlig frei erfunden und alle Geschichten an den Haaren herbeigezogen.

richt von einem Dorf in der Nähe die Rede gewesen war. Und als ich dann die ersten Bilder des Mannes sah, stellte ich mich erschrecken fest, dass ich ihn sogar kannte, dass er damals ein Mitschüler in einer der höheren Klassen gewesen war. Leichtfertig hatte ich einmal davon erzählt, seither hielt sich in meinem Freundeskreis das hartnäckige Gerücht, ich habe gemeinsam mit dem Briefbomber die Schulbank gedrückt. So ähnlich war es ja gewesen, und in meinem Jahrgang hatte es auch ein paar von diesen schmallippigen Technikertypen gegeben, denen ich Ähnliches zutraute, zumindest in der Erinnerung nach so vielen Jahren. Ich war damals gar nicht überrascht gewesen, dass einer wie der Briefbomber ausgerechnet aus dieser Gegend kam. Solche Menschen gab es dort zuhauf, intelligent und verbittert, sturschädlich und kleinkariert, gleichzeitig verschlagen und böse. Die einen landeten dann entweder im lebenslangen Unglück oder im Suff, schütteten sich täglich zu mit dem billigen Weißwein, den man dort überall direkt von den Höfen kaufen konnte, die anderen entwickelten abstruse Gedanken über das Leben, dachten sich ihre eigenen Welten aus und bastelten in den lauen südlichen Sommernächten zwischen den Maisfeldern und den Weinbergen an ihren Theorien und ihren Bomben; oder sie gingen weg, suchten ihr Heil möglichst weit weg von dort, wo ihre Wurzeln waren. Einer von denen war ich.

Wieso ich jetzt im Auto saß, die ganze Nacht und den halben Tag durchgefahren war und von der Autobahn südlich von Graz aus schon die Weinberge meiner Kindheit sehen konnte, wusste ich selbst nicht so recht. Der Brief allein war es wohl nicht gewesen. Hatte ich mir damals nicht geschworen, nie wieder hierher zurückzukehren? Ich fühlte mich nach all den Jahren doch schon längst als Berliner,

als Kreuzberger. Geboren war ich zwar in Österreich, aber was hieß das schon? Wenn ich Sankt Pankraz, meinen Geburtsort, nannte, musste ich immer erklären, wo der lag. Ansonsten bedeutete er mir gar nichts, der Begriff Heimat war mir fremd, ein leeres Wort, auch wenn ich nicht wie viele aus meiner Umgebung darin etwas Lächerliches sehen konnte. Eine Freundin von mir war in Caracas geboren, weil der Vater dort als Ingenieur gearbeitet hatte; in Venezuela war sie nie wieder in ihrem Leben gewesen und sie hatte auch nie das Bedürfnis danach gehabt, dorthin zu reisen. Warum also fuhr ich jetzt zurück? Gab es das kleine Dorf meiner Kindheit überhaupt noch oder war es, gelegen an der einstigen jugoslawischen Grenze zwischen steilen Weinbergen und damals erreichbar nur über eine schmale Straße, die in meiner Erinnerung immer kleiner und enger geworden war, inzwischen verlassen oder nur noch bewohnt von ein paar alten Leuten? Der Brief war bestimmt deswegen in Leibnitz aufgegeben worden, weil das Postamt des Dorfes wohl längst geschlossen war. Der Sohn des Postmeisters war einer meiner Spiel- und Raufkumpane gewesen. Wahrscheinlich gab es die beiden kleinen Geschäfte auch nicht mehr, die zwei Gasthäuser, die Volksschule. Gleich nach dem Krieg hatte man in all den kleinen Orten an der Grenze Schulen gebaut, damit die paar Kinder, die dort aufwuchsen, nicht Stunden zu Fuß zum Unterricht gehen mussten. Konnte sich das heute überhaupt noch jemand vorstellen, dass Kinder winters im Finstern zwei Stunden durch den Schnee und die Kälte stapfen mussten, um zur Schule zu kommen?

Mein Gott, solche Bilder waren mir ja schon seit Jahren nicht mehr eingefallen. Konnte es sein, dass ich sentimental wurde, dass ich mit einer Wehmut, die ich schon längst

überwunden zu haben glaubte, an das Dorf meiner Kindheit dachte? Unwillkürlich drehte ich den MP3-Player meines Autos lauter, einerseits, um damit diesen Gedanken zu verscheuchen, andererseits, weil gerade eine Nummer von Nick Cave lief. *More News from Nowhere*, der Song hatte mir schon immer gefallen, er eignete sich gut zum Mitsingen, und aus lauter Angst vor dem, was mich spätestens in einer halben Stunde erwarten würde, grölte ich den Refrain laut mit. *News from Nowhere*, das schien mir jetzt passend zu sein, war ich nicht auf dem Weg zurück in ein Nirgendwo? Von dort, wo ich schon seit Jahrzehnten lebte, war es vielleicht ein Nichts, ein absolut hinterwäldlerisches Nichts, aber warum spürte ich auf einmal ein derartiges Kribbeln im Bauch, obwohl ich in all den Jahren gelernt hatte, dass man möglichst wenig Gefühle zeigen dürfe, wenn man sich in einer Stadt wie Berlin behaupten wollte. Hatte ich meine Coolness über Bord geworfen, nur weil ich mich auf der anderen Seite der Alpen befand, und zwar nicht wie sonst auf dem Weg nach Italien, sondern in die Südsteiermark, wo ich aufgewachsen war, in jene Region, die, das wurde mir jetzt ganz plötzlich bewusst, immer ein Teil von mir gewesen war, selbst wenn ich mich städtischer und abgebrühter gab als all die Menschen, mit denen ich täglich zu tun hatte? Schon des Öfteren hatte ich mit Freunden darüber gesprochen, dass die nach Berlin Zugewanderten die hundertprozentigeren Stadtpflanzen waren und nichts wissen wollten von einem idyllischen Schäferleben am Land, von dem manche meiner Kreuzberger Freunde träumten, wenngleich natürlich auch nur für das Wochenende. Eine kleine Laube an der Spree, ein Sommerhaus an der Ostsee, all das hatte mich nie gereizt, ich war der Meinung gewesen, ich habe in meiner Kind-

heit genug Landleben genossen. Und all die Zugewanderten waren derselben Meinung. Mein bester Freund kam aus einem kleinen Städtchen im Alten Land, meine geschiedene Frau aus dem Harz. Beide waren sie genau wie ich aus ihren früheren Leben in die Stadt geflüchtet, hatten nie auch nur das geringste Bedürfnis geäußert zurückzukehren, hatten nie auch nur einen Gedanken daran verschwendet. Linda, die eigentlich Heidelinde hieß, besuchte manchmal ihre Eltern, ich war dann immer in der Stadt geblieben und hatte mich lieber in den Bars herumgetrieben, Familie, das war nichts für mich. Von mir selbst erzählte ich immer nur, ich sei ein Waisenkind, dass ich keine Verwandtschaft hätte. Heiner telefonierte von Zeit zu Zeit mit seiner Schwester und sagte dann jedes Mal den Standardsatz, wie froh er sei, dass er das alles hinter sich habe. Das Alte Land, meinte er, war finster und neblig, sogar im Sommer, Berlin aber leuchtete. Darin waren Heiner und ich einer Meinung. Berlin war im Grunde eine Scheißstadt, grau mit meistens miesem Wetter, aber sie leuchtete und machte einen innerlich hell. Die Erinnerung an die sonnige Südsteiermark hingegen war dunkel, sehr dunkel. Und sie hatte sich schon fast völlig verflüchtigt gehabt. Bis zu diesem Brief.

Ein Brief war es auch gewesen, der mir damals meine Entscheidung erleichtert hatte. Eigentlich war es nur ein Zettel, ein paar Zeilen, gekritzelt mit einem Kajalstift auf eine Seite aus einem Schulheft. *Ich komme nicht mit*. Ganze vier Wörter. *Ich komme nicht mit*. Das war alles, was mir die Frau zu sagen hatte, von der ich zuvor geglaubt hatte, sie wäre die große Liebe meines Lebens. Heute wusste ich, dass Lebensentscheidungen niemals vieler Worte bedürfen, aber damals konnte ich es einfach nicht verstehen. Wir

hatten so vieles gemeinsam gehabt, die Musik, die Literatur, unsere Sehnsucht. Wir hatten Gedichte gelesen, hatten Pläne geschmiedet, wollten gemeinsam nach Paris, nach London, bis zu den Fidschi-Inseln, bis ans Ende der Welt. Und dann schrieb sie diese vier Wörter, weil sie sich für den anderen entschied, den Gastwirtsohn, der Mühe hatte, den dritten und den vierten Fall auseinanderzuhalten, der nur im Dialekt sprechen konnte und keine Ahnung von all den Dingen hatte, über die wir beide uns unterhielten. Noch dazu war er mein Halbbruder, das wusste jeder im Dorf, auch wenn es nicht offiziell war, dass der Wirt die Hausmagd geschwängert hatte, die Dirn. Dieses Wort war mir bis heute in Erinnerung geblieben, weil ich erst in Berlin herausfand, was man dort unter einer Dirne verstand. Im Dorf waren das die Frauen, die auf den Höfen arbeiteten, und mit der Verkleinerungsform des Wortes bezeichnete man die Mädchen. In der Volksschule hatte es noch geheißen, die Buben und die Dirndl, und in der Kirche bei der Schulmesse saßen die Buben auf der Männerseite, die Dirndl auf der anderen, wo am Sonntag die alten Frauen mit den Kopftüchern in der ersten Reihe knieten und die Augen beim Gebet schlossen oder verzückt zum Himmel hinauf drehten. Dabei waren das die bösesten und schlimmsten von allen gewesen, die alten Kopftuchfrauen, die über jeden alles zu wissen glaubten, jeden schlecht machten und alles im Dorf hinter ihren Fenstern beobachteten, weil sie den ganzen Tag sonst nichts zu tun hatten.

Meine Mutter war eine einfache Frau, aber sie war stark, sie hatte, weil ich in der Schule weit besser war als mein Halbbruder, durchgesetzt, dass ich in das Gymnasium gehen konnte, die Matura machen. Wenn ich heute darüber nachdachte, wie die Mutter sagte, ich solle es einmal besser

haben im Leben, kam mir das langweilig vor, aber eigentlich hatte sie recht gehabt. Es war meine Chance gewesen, mein Eintritt in die Welt außerhalb des Dorfes. Danach, hatte mein Vater gesagt, den ich genauso wie die Mutter immer nur den Herrn Chef nannte, müsse ich selbst schauen, wo ich bleibe, wenn ich volljährig wäre, gäbe es keine Unterstützung mehr, dann habe der Vater seine Schuldigkeit getan, geradeso, als wäre ich nur ein Unfall gewesen, für den man die Strafe abstottern musste.

Meinen Entschluss, das Dorf zu verlassen, hatte ich aber schon längst gefasst, als das Unglück geschah. Mein Halbbruder und der Sohn des Postmeisters hatten ein Flobert-Gewehr entwendet und damit Schießübungen veranstaltet. Meine Mutter war auf einen Baum geklettert, einen großen, dicht belaubten Kirschbaum, auf dem im Mai rot die Herzkirschen hingen. Der Schuss, der sie traf, war nicht tödlich, aber sie fiel vom Baum und brach sich das Genick. Das war zwei Wochen vor der mündlichen Matura. Dass ich die Prüfungen trotzdem bestand, hatte damit zu tun, dass ich so schnell wie möglich weg wollte, dass mich nichts und niemand mehr im Dorfe hielt. Und die Frau, in die ich schon so lange verliebt war, hatte mir immer gesagt, sie sehe es genauso, sie hatte gemeinsam mit mir dem engen Dorfleben den Rücken kehren wollen. Vielleicht war es das Mitleid mit dem Halbbruder, der völlig verzweifelt war, vielleicht hatte sie am Ende zu große Angst, alles hinter sich zu lassen, vielleicht war sie gar nicht so wagemutig, wie sie immer vorgegeben hatte zu sein. Ich verstand es nicht, konnte es eigentlich bis heute nicht verstehen. Später erfuhr ich, dass dem Halbbruder und seinem Schulfreund ein Prozess gemacht wurde, sie wurden aber vor Gericht von aller Schuld frei gesprochen, weil es

ein Unfall gewesen war. Doch da war ich längst weg und hatte schon mit meinem Lebensprojekt begonnen, dem Vergessen meiner Kindheit.

Meine erste Station war München. Bei der Firma Siemens ergatterte ich einen Ferialjob, gemeinsam mit einigen anderen Österreichern. Ich wurde einem Büro zugeteilt, saß in einem Nebenraum und machte buchstäblich nichts. Offensichtlich war ich vergessen worden, und ich selbst tat auch nichts dazu, das zu ändern. Ich konnte den ganzen Tag lesen, in den Tag hineinräumen, mir über meine Zukunft Gedanken machen. Als die erste Geldüberweisung anstand, hatte ich Angst, dass man darauf auch vergessen könnte, aber der Lohn wurde mir ausbezahlt, und statt der geplanten zwei Monate über den Sommer blieb ich bis zum Herbst. Es war das erste Jahr der Siebziger, im Englischen Garten traf ich mich nach Arbeitsschluss mit all den anderen Freizeitaussteigern, die dort in der Sonne lagen, Gitarre spielten, Joints rauchten und am Abend in den Schwabinger Kneipen Bier tranken. Ich kaufte meine ersten LPs, ging auf Konzerte von Pink Floyd und Amon Düül und fand meine zweite Lebensliebe neben der Literatur, die Popmusik. Eine milde Atmosphäre der Revolte lag in jenem Sommer noch in der Luft, aber eigentlich hatte schon das Zeitalter des grenzenlosen Hedonismus begonnen, der die nächsten Jahrzehnte prägen sollte. Lernte ich Frauen kennen, nahm ich sie mit in mein billiges Hotelzimmer hinter dem Hauptbahnhof, das klein war, wenig gemütlich, aber wenigstens halbwegs sauber. Die Frauen bedeuten mir nicht viel außer einem kurzen Vergnügen, man traf sich, quatschte über alles Mögliche, schlief miteinander und trennte sich am Morgen wieder. In eine hätte ich mich beinahe verliebt, sie erinnerte mich an das Leben,

das ich gerade zu vergessen begonnen hatte, doch sie wollte nichts weiter von mir wissen, also ließ ich alle Versuche, sie öfter zu sehen, bleiben. Damals begann ich mich zu ändern, zu dem zu werden, der ich heute bin. Schon nach den vier Monaten in München konnte man an meiner Sprache nicht mehr hören, dass ich aus der Steiermark kam, am Ende klang ich fast wie ein Münchener. Später in Berlin legte ich mir eine Sprache zu, die niemand richtig einordnen konnte. Die aus dem Norden hielten mich für einen Deutschen mit bayrischen Wurzeln, die Süddeutschen für einen aus Franken, die wenigen Österreicher, mit denen ich in Berlin zu tun hatte, bemerkten nicht immer gleich, dass ich ein Landsmann war. Weil der Großteil meiner Freunde und Arbeitskollegen aus dem Westen in die Stadt gezogen war, hatte auch keiner das Bedürfnis nachzufragen, letztendlich war es egal. Ich selbst fühlte mich mit der Zeit als Berliner, wurde an meine Herkunft anfangs immer nur dann erinnert, wenn es Probleme mit den Behörden gab. Das ging so lange, bis ich die deutsche Staatsbürgerschaft beantragte, und nachdem ich eingebürgert war, verschwendete ich nur noch sehr selten einen Gedanken an meine Herkunft.

Den Entschluss, nach Berlin zu gehen, hatte ich im Oktober jenes ersten Jahres nach der Matura gefasst. In Österreich hätte ich zum Wehrdienst einrücken müssen, also fuhr ich mit einem Bekannten aus dem Englischen Garten nach Berlin. Zuerst dachte ich an ein Studium, hatte hochfliegende Pläne, Sinologie hätte mich interessiert, jemand hatte mir erzählt, in China läge die Zukunft. Gelandet bin ich dann in Kreuzberg, wo die Mieten billig waren. Gearbeitet habe ich als Kellner, habe nebenher Konzerte organisiert. Davon lebte ich seither, besaß längst einige Kneipen

und Clubs und ein besseres Restaurant, seit dem Mauerfall auch im ehemaligen Osten. Weil ich Glück hatte, wurde gleich das erste Lokal, das ich Ende der Siebziger aufmachte, ein Musikertreff; als David Bowie eines Nachts bei mir saß, hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass ich doch das Richtige getan hatte. Von den Drogen hielt ich mich immer fern, selbst als dann in den späteren Jahren die neuen Bands kamen, zuerst die Punks, dann die Neubauten, Nick Cave und die Bad Seeds, besorgte ich lediglich eine Zeit lang das Kokain, mehr nicht. Heroin verabscheute ich, lieber trank ich, was ich bis heute von Zeit zu Zeit gemeinsam mit meinem Freund Heiner fast bis zur Bewusstlosigkeit tue. Nach der Wende dachte ich zuerst, das alte Kreuzberg würde nicht überleben, alle zogen in die neuen angesagten Viertel, und ich tat dasselbe. Beziehungen hatte ich in dieser Zeit einige, am längsten hielt die mit meiner geschiedenen Frau. Wir trennten uns freundschaftlich, wir treffen uns bis heute von Zeit zu Zeit. Für die Tochter, die Linda in die Ehe mitgebracht hatte, war ich eine Zeit lang der Vater, inzwischen war sie erwachsen, hatte selbst schon Familie und ich sah sie nur noch zu bestimmten Anlässen.

In letzter Zeit hielt ich mich am liebsten in meinem Lokal in der Bergmannstraße auf, das schon einiges hinter sich hatte. Gleich gegenüber hatte Heiner seinen Secondhand-Vinyladen, und wann immer mir danach war, saßen wir dort vormittags bei Kaffee und nachmittags bei einem Bier oder einem Glas Wein und hörten uns alte Schallplatten an. Ich war schon immer Heiners bester Kunde, kaufte all die alten LPs, die mir im Laufe meines Lebens bei diversen Umzügen und Trennungen abhanden gekommen waren, besaß eine Sammlung von sauteuren japanischen Living-Stereo-Platten, für die ich zum Teil bei Auktionen

Unsummen bezahlt hatte. Leisten konnte ich mir das alles, meine Geschäfte liefen glänzend, ich würde mir keine finanziellen Sorgen mehr machen müssen. Im Winter flog ich in den Süden, wenn es mir in der Stadt zu kalt, zu nass und zu grau wurde, im Sommer zog es mich oft nach Skandinavien, ich liebte das Licht, die langen Sommertage, und am liebsten war ich allein unterwegs. Beziehung hatte ich zurzeit keine, war mir nach Sex, ließ ich mir eine junge Frau von einem Escort-Service kommen, schneller, unkomplizierter Sex in allen Varianten war mir am liebsten, man musste nicht viel reden, nicht viel fragen, die Wünsche wurden einem immer erfüllt. Nachts litt ich oft unter einer Schlaflosigkeit, deren Ursache ich nicht ausmachen konnte. Dann lag ich wach und starrte in die Finsternis, hörte draußen die S-Bahn fahren, die Geräusche der Stadt, manchmal eine Wasserleitung oder lautes Reden aus einer Nachbarwohnung. Ich hatte mich in einer Art von Bequemlichkeit eingerichtet, fast in so etwas wie Bürgerlichkeit. Früher verabscheute ich ein solches Leben, jetzt liebte ich die Ruhe, die Beschaulichkeit, und manchmal erappte ich mich dabei, wie ich auf mein Leben zurückschaute. Das beunruhigte mich nicht, aber es machte mich auch nicht besonders glücklich, denn eigentlich hatte ich das Gefühl, dass sich von nun an nicht mehr viel ändern würde.

Und dann kam dieser Brief. Ich musste ihn zweimal lesen, bis ich überhaupt verstand, worum es ging. Eine lapidare Mitteilung, nur ein paar Wörter, keine Unterschrift, kein Absender. Mein Halbbruder war gestorben, das Begräbnis in ein paar Tagen. Nach der ersten Verwirrung stellte ich mir die Frage, wer aus meiner alten Heimat überhaupt wusste, wo ich lebte und dass es mich überhaupt noch gab.

Seit Jahrzehnten hatte ich nie mehr etwas von mir hören lassen. Klar, über das Internet konnte man mich finden. Aber warum hatte ich dann nicht eine Mail bekommen? Warum keinen Anruf, keine Nachricht an mein Büro, an einen meiner Mitarbeiter? Hatte mir die erste Liebe meines Lebens den Brief geschrieben? Ich konnte mich nicht mehr an ihre Schrift erinnern, den Zettel von damals hatte ich auf der Zugfahrt nach München zerrissen und in kleinen Stücken aus dem Fenster geworfen. Und was ging mich mein Halbbruder an? Der hatte das Gasthaus bestimmt längst heruntergewirtschaftet, sich wahrscheinlich versoffen und war deshalb früh gestorben. Hilflos und, wie ich erst später erkannte, ziemlich verwirrt schob ich die Sache zuerst von mir weg, machte mir vor, dass mir das alles vollkommen gleichgültig war. Dann aber, nach einer weiteren schlaflosen Nacht, rief ich zuerst kurz Heiner an, danach mein Büro, sagte, ich hätte dringende Geschäfte in Österreich, werde aber in ein paar Tagen wieder zurück sein. Auf die erstaunte Frage, in Österreich?, antwortete ich nicht. Ich war am Handy erreichbar, das musste genügen.

Nach 800 Metern nehmen Sie die Ausfahrt, übertönte die weibliche Stimme meines GPS die letzten Akkorde von Nick Caves Song. »Dig, Lazarus, Dig!!!« hieß die CD, und auch das kam mir jetzt passend vor anlässlich meiner Wiederauferstehung. Beim Anblick der Weinhügel erinnerte ich mich daran, wie meine Freunde dort auf die Jagd nach Sandvipern gegangen waren und mir einen ganzen Sack voll davon gezeigt hatten. Am liebsten wäre ich damals schreiend davongelaufen, ich hatte schon immer eine ausgewachsene Schlangenphobie gehabt. Einmal, vor vielen Jahren, hatte ich in einer Bar eine Frau kennengelernt, für die ich auf der Stelle alles gemacht hätte, und

als ich dann in ihre Wohnung kam, in der ein Terrarium mit einer harmlosen Boa stand, lief ich Hals über Kopf davon. Es gab Dinge, die musste ich einfach nicht haben. Und genauso fühlte ich mich jetzt. Ich war unsicher, wusste nicht recht, was ich eigentlich wollte. Noch konnte ich weiterfahren zur Grenze, durch Slowenien über Triest nach Italien. Dann wäre es nur ein kleiner Ausflug gewesen. Oder ich konnte die Ausfahrt nehmen und in etwas zurückkehren, von dem ich geglaubt hatte, dass es für mich nicht mehr existierte. Doch wenn ich manchmal in Berlin in einem Park den Geruch von frischem Rasenschnitt wahrnahm, stellte sich eine diffuse Erinnerung ein, die mit meiner Kindheit zu tun hatte; der erste Himmel, den ich je gesehen hatte, war der Himmel über Sankt Pankraz gewesen; der letzte Himmel, den ich zu sehen hoffte, würde der über Berlin sein. Ich war einer aus dem Dorf, der in der Stadt gelandet war wie so viele. Ich war in all den Jahren ein anderer geworden, doch jetzt würde ich zurückkehren.

Nehmen Sie die Ausfahrt, hörte ich noch einmal die Stimme des GPS. Ich schaltete es ab, während ich mich auf der Abbiegespur einreichte. Es war einfach zu lächerlich. Auch wenn ich so lange nicht dort gewesen war, den Weg in das Dorf meiner Kindheit würde ich selbst finden ...

Foto: Rudi Ferder



Wolfgang Pollanz, geb. 1954 in Graz, lebt in Wies, Steiermark. Seit 1989 Herausgeber der »edition kürbis«, seit 1998 von »pumpkin records«. Als Schriftsteller mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Zahlreiche Veröffentlichungen (Romane, Prosa, Gedichte sowie Texte in Literaturzeitschriften und Anthologien), Verfasser von Theaterstücken und Hörspielen.

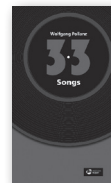
Pollanz in der edition keiper:



Von Reisen – O potovanjih
Zweisprachig D/SLO
mit Fotos von Tomaž Črnež
ISBN 978-3-9502761-8-3
EUR 16.50 (A) / 16.05 (D)
120 Seiten



Felden. Ein Roman
Mit CD »Felden. Ein Sampler«
ISBN 978-3-9503337-9-4
EUR € 23.90 (A) / 23.25 (D)
208 Seiten



33 Songs
ISBN 978-3-902901-11-8
EUR 18.70 (A) / 18.19 (D)
192 Seiten